

Martin, Kai

## **Sich finden - sich verlieren. Musikalische Bildung in Zeiten von Digitalisierungsprozessen**

*Neuhaus, Daniela [Hrsg.]; Keden, Helmke Jan [Hrsg.]: Musik - Digitalisierung - Bildung. München : kopaed 2024, S. 167-175*



Quellenangabe/ Reference:

Martin, Kai: Sich finden - sich verlieren. Musikalische Bildung in Zeiten von Digitalisierungsprozessen - In: Neuhaus, Daniela [Hrsg.]; Keden, Helmke Jan [Hrsg.]: Musik - Digitalisierung - Bildung. München : kopaed 2024, S. 167-175 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-312885 - DOI: 10.25656/01:31288

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-312885>

<https://doi.org/10.25656/01:31288>

### **Nutzungsbedingungen**

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### **Terms of use**

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### **Kontakt / Contact:**

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Mitglied der

  
Leibniz-Gemeinschaft

Daniela Neuhaus / Helmke Jan Keden (Hrsg.)

Musik – Digitalisierung – Bildung



Daniela Neuhaus / Helmke Jan Keden (Hrsg.)

# **Musik – Digitalisierung – Bildung**

**kopaed**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar

© kopaed 2024

Arnulfstr. 205, 80634 München

Fon: 089.68890098 Fax: 089.6891912

E-Mail: [info@kopaed.de](mailto:info@kopaed.de)

Internet: [www.kopaed.de](http://www.kopaed.de)

ISBN 978-3-96848-728-1

# Inhalt

Melanie Vogt <b>Graphic Recording</b>	8
<b>Vorwort</b>	11
<b>Grundlagen und didaktische Überlegungen</b>	
Daniela Neuhaus <b>Lernen über Medien</b> Musikbezogene Digitalisierungsphänomene aus medienkritischer Sicht	17
Barbara Hornberger <b>„Digital ist besser“?</b> Inszenierungskompetenz als Schlüssel im Umgang mit medialer populärer Kultur	41
<b>Forschung</b>	
Linus Eusterbrock & Julia Weber <b>Kreative Handlungsmacht und die Erfahrung von Autor*innenschaft</b> Schulische und außerschulische digitale Musikproduktion im Vergleich	61
Timo Neuhausen & Michael Ahlers <b>Modellierungen außerinstitutioneller Aneignungsprozesse digital-materieller Interfaces und (musik-)pädagogische Anschlüsse</b>	77

**Praxisberichte**

Linda Lühn

**Das iPad als Lehr- und Lerninstrument im allgemeinbildenden Musikunterricht** 103

Persönliche Praxiserfahrungen

Christiane Strucken-Paland

**Der Medienkompetenzrahmen NRW** 117

Konzept und Umsetzung im Musikunterricht

Gabriel Imthurn

**OER-Lehrmittel für das Fach Musik** 139

Chancen und Risiken von Lernplattformen

**Positionierungen**

Manfred Grunenberg

**Wie digitale Transformation die Musikschulen verändern wird** 159

Eine persönliche Sicht auf Chancen und Nutzen

Kai Martin

**Sich finden – sich verlieren** 167

Musikalische Bildung in Zeiten von Digitalisierungsprozessen

**Autor\*innenhinweise**

177



Kai Martin

# Sich finden – sich verlieren

## Musikalische Bildung in Zeiten von Digitalisierungsprozessen<sup>1</sup>

Digitalisierungsprozesse und die dadurch zur Verfügung stehenden neuen Medien eröffnen eine Vielfalt neuer Möglichkeiten für den Musikunterricht. Ich werde dies im Folgenden zunächst kurz an drei Beispielen zeigen. Ein viertes Beispiel werde ich dann etwas ausführlicher und aus bildungstheoretischer Perspektive erläutern.

Erstens erweitern neue Medien die Möglichkeiten der Veranschaulichung von Sachverhalten: Lehrvideos, animierte Bilder, filmische Visualisierungen musikalischer Prozesse<sup>2</sup> etc. dürften den visuellen Gewohnheiten von Jugendlichen in der Regel eher entsprechen als von der Lehrkraft erstellte Kreidezeichnungen an einer Tafel.

Zweitens erlaubt es neue Software, dass bisher lediglich am Rande im Musikunterricht vorkommende Aktivitäten wie das Komponieren und Produzieren von Musik methodisch einfacher als vorher in den Unterricht integriert werden können. Jugendliche müssen nicht mehr zwingend ein Musikinstrument beherrschen, um die Musik, die sie vorher als Notentext notiert haben, nachhören zu können. Sie haben heute die Möglichkeit, Notenfolgen in ein Notensatz- oder Sequenzerprogramm einzugeben und gleichzeitig mit der Eingabe zu hören. Sie können also das, was sie komponieren, ohne Zeitverzug auf Fehler hin kontrollieren, können es beliebig oft abrufen, ggf. nach ihren Vorstellungen verändern und es umstandslos mixen und mastern.

Musikunterricht kann sich heute solchen Unterrichtsinhalten auch schwerpunktmäßig widmen. So können Lehrkräfte didaktische Konzepte für Kompositions- und Musikproduktionsunterricht entwickeln, so dass Schulen die Möglichkeit haben, analog zu den aktuell

<sup>1</sup> Ich fasse in diesem Essay Argumente zusammen, die ich an anderer Stelle bereits etwas ausführlicher erläutert habe. Dabei nehme ich jedoch eine neue Perspektive ein und behandle das Thema Selbstfindungsprozesse bzw. deren Scheitern. Ich beziehe mich vornehmlich auf Martin (2018) und Martin (2021).

<sup>2</sup> Exemplarisch verweise ich hier auf die Visualisierung von Bachs „Kunst der Fuge“ (<https://www.youtube.com/watch?v=OMtjlaDEMdl>) sowie der Visualisierung des (gekürzten) 1. Satzes von Beethovens 5. Symphonie (<https://www.youtube.com/watch?v=vcBn04IyELc>).

erfolgreichen Chor-, Streicher- und Bläserklassen ggf. auch Kompositions- und Musikproduktionsklassen anzubieten.

Drittens werden neue, digitale Musikinstrumente entwickelt, die zusätzlich zu den traditionellen Musikinstrumenten im Unterricht verwendet werden können und diese ggf. ersetzen könnten. Durch Apps wird zudem jedes Smartphone zum Musikinstrument. Musik, die Jugendliche im Unterricht auf diesen (digitalen) Instrumenten spielen, entspricht ggf. eher ihren Hörgewohnheiten als Musik, die sie auf traditionellen Instrumenten ausführen (etwa auf Orff-Instrumenten). Diese neuen Instrumente können den Unterricht bereichern, weil sie es Jugendlichen, die keine oder wenig Erfahrung im Instrumentalspiel haben, ermöglichen, mit relativ geringem Aufwand professionell wirkende Klänge zu produzieren. Gleichzeitig bieten sie erfahrenen Jugendlichen eine Vielfalt höchst anspruchsvoller Möglichkeiten zur Musikproduktion.

Digitalisierungsprozesse haben viertens zu einer bisher ungeahnten Fülle des Musikangebotes geführt. Erst seit wenigen Jahren ist sämtliche Musik aller Zeiten und Räume der Welt blitzschnell verfügbar. Dafür sorgen Streamingdienste, die uns überall auf der Welt mit Musik versorgen, wenn wir Internet-Zugang haben. Das ist eine kulturelle Situation, die es vorher nie gab und über deren Folgen für unsere Musikkultur bisher nur ansatzweise nachgedacht wurde.

Für den Musikunterricht bietet das unendliche Angebot, mit dem Streamingdienste uns konfrontieren, unbestritten viele Vorteile. So können Lehrende und Jugendliche dieses Angebot durchstöbern und dabei Musik kennenlernen, mit der sie in Zeiten vor dem Musikstreaming wohl nicht in Berührung gekommen wären. Oder sie können, wenn die Unterrichtssituation es erfordert, spontan und ohne großen Aufwand auf bestimmte Musik zugreifen.

Andererseits bedeutet die Fülle des verfügbaren Angebots auch eine Herausforderung. Denn man muss mit diesem Angebot erst einmal umgehen können, was zunächst bedeutet, dass man sich in ihm orientieren kann. Wer dieses Angebot sinnvoll nutzen will, muss einschätzen können, welche Musik ihn berührt und für ihn von Bedeutung ist. Wer aber weiß, was für ihn von Bedeutung ist, weiß (jedenfalls bis zu einem gewissen Grad), wer er ist. Er muss sich also erst einmal 'gefunden' haben, um sich nicht in der Fülle des Angebots zu verlieren.

Ich will in diesem Essay skizzieren, was es konkret heißt, sich in der Auseinandersetzung mit der Fülle der angebotenen Musik zu finden bzw. zu verlieren. Dabei gehe ich schwerpunktmäßig den folgenden Fragen nach: Wie kann die Auseinandersetzung mit Musik dazu beitragen, sich selbst zu finden? Welches sind überhaupt die Voraussetzungen dafür, sich selbst zu finden? Wie laufen Selbstfindungsprozesse ab? Und welches Verhalten Musik gegenüber verhindert ggf., dass man sich findet und trägt dazu bei, sich zu verlieren?

Wer sich selbst finden will, fragt nach seiner Individualität bzw. nach seiner personalen Identität. D. h., man kann die Begriffe ‘Selbstfindung’, ‘Identitätsbildung’ und ‘Individualitätsbildung’ synonym verwenden. Auch der Begriff ‘Bildungsprozess’ kann letztlich im Bedeutungsspektrum dieser Begriffe verortet werden. Dabei nehmen die genannten Begriffe unterschiedliche Perspektiven auf dasselbe Thema ein. Die Begriffe ‘Selbstfindung’ und ‘Individualitätsbildung’ stellen das Ich als Individuum in den Vordergrund. Die Wendung ‘personale Identität’ fokussiert die Übereinstimmung des Selbstbildes einer Person mit ihrem Handeln, während der Begriff ‘Bildung’ die Autonomie des sich bildenden Individuums als wichtige Konnotation aufweist. Aus diesem Grund werde ich im Folgenden auch auf den Begriff ‘Bildung’ eingehen. Denn ich möchte betonen, dass Selbstfindungsprozesse ebenso wie Identitäts- und Individualitätsbildungsprozesse auf die Autonomie der Person angewiesen sind, die sich selbst finden will.

Die genannten Begriffe verwenden wir, wenn es um die Suche nach uns selbst geht. Bei dieser Suche stellen wir uns in der Regel drei Fragen: „Wer bin ich? Was will ich? Wie möchte ich gesehen werden?“ (Jank, 2013, S. 100). Diese Fragen hängen eng miteinander zusammen und wir stellen sie uns in unserem Leben immer wieder, so dass die Suche nach unserem Selbst nie abgeschlossen ist. Strenggenommen müssen wir, wenn wir von Selbstfindungsprozessen sprechen, einräumen, dass wir uns niemals vollständig finden werden (obwohl der Begriff ‘Selbstfindung’ die Möglichkeit der Abgeschlossenheit des Selbstfindungsprozesses suggeriert).

Die Frage „Wer bin ich?“ verweist insbesondere auf unsere Individualität und Identität. Unsere Individualität schaffen wir durch Grenzssetzungen (Kaiser, 2008, hier: insbesondere S. 48–49; Martin, 2018, hier S. 266). Dadurch, dass wir uns von anderen Individuen abgrenzen, zeigen wir, dass wir anders sind als andere. Wir betonen unsere Einzigartigkeit und konstituieren uns so jeweils als Individuum.

Eng mit der Frage nach unserer individuellen Persönlichkeit hängt die Frage „Was will ich?“ zusammen. Sie bezieht sich vor allem auf unseren Lebensentwurf sowie in diesem Kontext auf die Fragen nach unserem Lifestyle und dem Wertesystem, an dem wir uns orientieren wollen.

Die dritte Frage weist darauf hin, dass Bildungsprozesse nicht ohne soziale Beziehungen stattfinden. Wir sind auf der Suche nach uns selbst immer eingebunden in ein soziales Umfeld, das uns immer wieder unser Verhalten zurückspiegelt und damit auf unsere Suche Einfluss nimmt. Wir reagieren auf diese Spiegelung unseres Verhaltens, indem wir ggf. unser Verhalten und unsere Einstellungen ändern. So konstituieren wir in der Interaktion mit unserem sozialen Umfeld unsere Persönlichkeit.

Bei der Beantwortung der drei Fragen orientieren wir uns häufig an Vorbildern (Martin, 2021, S. 38–40; Müller, 2017). Das geschieht beispielsweise dadurch, dass wir das Verhalten

unserer Vorbilder imitieren oder ihren Lifestyle und ihre Wertvorstellungen übernehmen. In der Regel gehen wir dabei selektiv vor und suchen uns Persönlichkeitsmerkmale unseres jeweiligen Vorbildes aus, die wir in unser Verhalten integrieren wollen. Es besteht jedoch die Gefahr, dass wir uns zu sehr mit unseren Vorbildern identifizieren und dabei unser Selbst zurückstellen. Wenn wir das tun, ‘finden’ wir uns nicht.

Die Suche nach unserem Selbst ist also nicht einfach und mit einigen Problemen verbunden, von denen ich einige wichtige im Folgenden nennen werde.

Weil wir nicht als Einzelne leben, müssen wir mit anderen kommunizieren. Das hat zur Folge, dass wir dafür eine gemeinsame soziale Ebene finden müssen. Als Individuen wollen wir uns jedoch vereinzeln, uns von anderen unterscheiden und abgrenzen. Unter Bezugnahme auf Theorien des symbolischen Interaktionismus formuliert Renate Müller:

*Individuen müssen gleichzeitig so sein wie niemand – einzigartig –, und so wie alle – normal. Da dies unmöglich ist, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als diese Ambivalenz von Identität zu akzeptieren und immer wieder vorzutauschen, einzigartig und normal zu sein. Die Aufrechterhaltung von Identität wird aufgefasst als ein lebenslanger Balanceakt zwischen diesen beiden Polen. (Müller, 2019, S. 4)*

Damit hängt ein weiteres Problem zusammen. Ob wir ‘normal’ sind, d. h., ob wir dem Wertesystem unseres sozialen Umfeldes entsprechen, wird uns, wie oben gesagt, von diesem Umfeld gespiegelt: Wir werden daraufhin von unserem sozialen Umfeld bewertet. Solche Bewertungsvorgänge haben sich in den letzten Jahren auch in die sozialen Medien verlagert, was zu einer Veränderung der ‘Feedbackkultur’ führte. Denn zumindest dürften Personen, die in sozialen Medien aktiv sind, mehr Feedback erhalten als solche, die ausschließlich Offline-Bekanntschäften pflegen. Außerdem geschieht das Online-Feedback anders als das Feedback, das wir in direkter Auseinandersetzung mit den Menschen, mit denen wir persönlich verkehren, erhalten. Es ist beispielsweise häufig emotionaler, weil es z. T. lediglich in der Entscheidung ‘Daumen hoch’, ‘Daumen runter’ o. ä. seinen Ausdruck findet. M. E. sind die Folgen dieser Entwicklung noch nicht hinreichend erforscht worden. Untersucht werden müsste beispielsweise, welche Auswirkungen diese neue Situation auf die Identitätsbildung hat. Jedenfalls birgt eine solche Feedbackkultur – insbesondere im Kontext der allenthalben stattfindenden Evaluationen, Bewertungen und Rankings, denen wir unterzogen werden – die Gefahr, dass wir uns eher an dadurch vorgegebene Verhaltensweisen und Lebensentwürfe anpassen als diese kritisch zu hinterfragen.<sup>3</sup>

3 Zur Kritik aktueller Formen der Feedback-Kultur vgl. philosophie Magazin, <https://www.philomag.de/artikel/das-bewertete-leben>.

Die Suche nach uns selbst und der damit verbundene Bildungsprozess benötigt Zeit, die Möglichkeit der Konzentration auf uns selbst, ein (wenigstens zeitweise) stabiles soziales Umfeld und insgesamt nicht zu viel Veränderungen unserer Alltagswelt. Individuen müssen Zeit haben, sich auf ihr jeweiliges Umfeld einstellen zu können. Ansonsten wäre es ihnen nicht möglich, sich mit den anderen Individuen ihres Umfeldes wirklich und hinreichend intensiv auseinanderzusetzen. Wer gezwungen ist, sich ständig wechselnde Vorbilder zu nehmen oder sich, etwa durch häufige (ggf. weltweit stattfindende) Umzüge, immer wieder mit anderen Personen (vielleicht auch aus anderen Kulturen) auseinanderzusetzen, wird immer wieder andere ‘Normalitäten’ gespiegelt bekommen, so dass er sich eher verlieren als finden wird. Das spricht gegen einen radikalen Kosmopolitismus (Martin, 2018, S. 266). Ebenso behindert ein Umfeld, das durch schiere Unübersichtlichkeit geprägt ist, die Individualitätsbildung. So ist unsere heutige Alltagswelt durch Transformationsprozesse wie Globalisierungsprozesse und Digitalisierungsprozesse gekennzeichnet, die wir weder übersehen geschweige denn kritisch begleiten können. D. h., viele Menschen stehen gegenwärtigen Veränderungen mit einem Gefühl von Ohnmacht und Überforderung gegenüber.

Unübersichtlichkeit und ständige Veränderung charakterisieren auch das Angebot der Streamingdienste. Ich habe oben darauf hingewiesen, dass Streamingdienste eine nahezu unendliche Fülle an Musik zur Verfügung stellen, so dass heute sämtliche Musik aller Zeiten und Räume der Welt an allen Orten der Welt (sofern es einen Internetzugang gibt) sofort verfügbar ist. Das hat, wie oben gesagt, unbestrittene Vorteile. Die Nachteile aber liegen vor allem in der Unübersichtlichkeit der unendlichen Fülle dieses Angebots. Das kann beispielsweise dazu führen, dass man Schwierigkeiten hat, sich zu entscheiden, welchen Titel man hören will, weil man Angst hat, den ultimativ besten Titel zu verpassen. Weiterhin birgt die unendliche Fülle des Angebots die Gefahr, ein Konsumverhalten zu fördern, das sich einer konzentrierten Auseinandersetzung mit der gestreamten Musik entzieht. Ein solches Verhalten zeigt sich beispielsweise im ständigen Wechseln von einem Titel zum anderen, häufig ohne dass Titel vollständig gehört werden. Wenn wir so Musik hören, lassen wir uns auf ständig wechselnde musikalische Eindrücke ein. Häufig tun wir das, um uns zu zerstreuen und vom Alltagsstress zu erholen. Zerstreung hat in dieser Hinsicht eine wichtige Funktion. Andererseits kann sie dazu führen, dass wir uns verlieren. Hierin liegt eine durchaus entscheidende Konnotation dieses Begriffs. Wenn wir uns zerstreuen, sind wir nicht mehr wir selbst, nicht mehr mit uns identisch. Im Gegenteil, wir überlassen uns äußeren Einflüssen und lassen diese ggf. unsere Persönlichkeit manipulieren.

Ein wichtiger Grund, warum Individuen das zulassen, dürfte darin liegen, dass sie sich letztlich von keiner Musik wirklich berühren lassen und sie daher keiner Musik eine tiefgehende Bedeutung für sich selbst zuschreiben – sie verhalten sich wie ‘Nowhere

Men and Women’, die sich (und damit ihre Identität und Individualität) verloren haben<sup>4</sup> (Martin, 2018, S. 265–268).

Auch wenn wir aus falsch verstandener Offenheit oder Neugier jedem neuen Musikstil hinterherlaufen, zerstreuen wir uns. Denn auch in diesem Fall kommt es zu keiner eigentlichen Auseinandersetzung mit der Musik. Wir beurteilen sie nicht hinsichtlich ihrer Bedeutung für uns – jedenfalls fällen wir keine begründeten Urteile –, sondern überlassen uns ständig wechselnden ästhetischen Eindrücken, die wir letztlich gar nicht mehr so recht auf ‘uns selbst’ beziehen, weil dieses Selbst brüchig geworden ist. Dass wir uns dabei vollständig verlieren, dürfte zwar unwahrscheinlich sein. Ein Persönlichkeitskern, der uns ausmacht, dürfte immer irgendwie vorhanden sein. Unstrittig dürfte aber sein, dass Individualitäten in unterschiedlicher Weise gefestigt sind und dass gefestigte Individualitäten – eben weil sie ihrer selbst bewusster sind – offener gegenüber neuen, bisher unbekanntem ästhetischen Eindrücken sind und eher bereit sind, diese zum Teil ihrer Persönlichkeit zu machen (Kaiser, 2008, hier S. 48–51).

Nun kann das Sich-Verlieren auch eine andere, positive Bedeutung haben. So weisen einige Philosophen darauf hin, dass, wer sich finden will, sich zuvor verlieren müsse. Das Sich-Verlieren wird hier als Voraussetzung dafür aufgefasst, sich zu finden. Ulrich Pothast schreibt unter Bezugnahme auf Hegel: „Nur in der Selbstentäußerung und dem Erkennen seiner selbst in dem scheinbar ganz Anderen kommt bewusstes Leben wahrhaft zu sich“ (Pothast, 2016, S. 173).<sup>5</sup> Am Beispiel der literarischen Figur des Peer Gynt macht er deutlich, dass Selbstentäußerung durch das Überwinden „egozentrischer Interessen“ (Pothast, 2016, S. 173) möglich wäre. Der Selbstfindungsprozess könne dabei im „Sich-Hingeben an eine objektive, außerhalb des eigenen Subjekts gelegene Aufgabe“ stattfinden (Pothast, 2016, S. 173–174). Das impliziert Folgendes: Eine Person verliert sich, wenn sie beispielsweise von unmittelbar wirkenden Emotionen und Interessen absieht. Wenn sie sich dabei „etwas Objektive[m], außerhalb des bloßen Subjektinteresses Liegende[m]“ (Pothast, 2016, S. 174) widmet, kann sie sich darin finden. Sie muss sich mit diesem Objektiven allerdings über einen längeren Zeitraum hinweg auseinandersetzen, es reflektieren und es ggf. zu einem Teil ihres Lebensentwurfes machen.

Bezogen auf die Verlockungen des unendlichen Angebotes der Streamingdienste heißt dies: Wir dürfen uns diesem Angebot nicht kritiklos und reflexionsfrei überlassen. Wir müssen die Fähigkeit entwickeln, uns als Subjekte von diesem Angebot zu distanzieren, in das Angebot Schneisen zu schlagen und es für uns zu begrenzen. Erst dann haben wir die Möglichkeit,

4 Vgl. The Beatles/John Lennon (1965). *Nowhere Man*. Parlophone.

5 Dritter Teil, Kapitel VII.6: Warum Peer Gynt sich nicht verwirklicht, sondern verfehlt. Pothast verweist auf die Vorrede und Kap. IV der Phänomenologie des Geistes.

uns auf bestimmte Musik wirklich einzulassen, uns mit ihr über einen längeren Zeitraum hinweg auseinanderzusetzen und ggf. das bildende Potential, das diese Auseinandersetzung birgt, für uns auszuschöpfen, d. h. uns ‘zu finden’.

Wenn wir in dieser Weise eine kritische Haltung gegenüber der Beanspruchung durch das dargebotene unendliche Musiksortiment entwickeln, kann das zur Folge haben, dass wir uns kulturell verwurzeln und uns entscheiden, in bestimmten kulturellen Grenzen zu leben. Damit haben wir eine Chance, die Unübersichtlichkeit zu bewältigen. Das bedeutet nicht, dass wir dann nicht mehr offen für neue kulturelle Eindrücke sind. Im Gegenteil ist es uns dann auf Grundlage der neu gewonnenen kulturellen Prägung unserer Persönlichkeit möglich, uns neuen Eindrücken zu öffnen. Dabei hängen, wie oben gesagt, Identitätsbildung und die Entwicklung ästhetischer Urteilskraft zusammen. D. h., wer seine Persönlichkeit entwickelt hat, kann beurteilen, inwiefern eine bestimmte Musik eine bestimmte Bedeutung für ihn haben kann und ggf. ob diese Musik zu einem Teil seiner Persönlichkeit werden soll. Eben habe ich vom ‘bildenden Potential’ gesprochen, das die Auseinandersetzung mit Musik bergen kann. Damit meine ich, dass die Rezeption und die Produktion von Musik Bildungsprozesse in Gang setzen können. Wie kann man sich das konkret vorstellen? (Martin, 2018, S. 273–275).

Der Bildungsbegriff impliziert, wie oben angedeutet, die Autonomie des Individuums, zielt also auf dessen Mündigkeit und Freiheit. Bildungsprozesse, die auf die drei oben genannten Fragen reflektieren, finden statt, wenn Individuen in größtmöglicher Freiheit und Autonomie ihren Lebensentwurf konstruieren. D. h., Individuen erarbeiten einen Lebensentwurf so, dass sie Einflüssen ihres sozialen Umfeldes beziehungsweise ihrer Alltagswelt nicht kritiklos gegenüberstehen, sondern diese reflektieren.

Wie kann die Auseinandersetzung mit Musik dazu beitragen? Ich will dies an einem Beispiel der Rezeption von Musik erläutern: Wir haben es vielleicht alle schon einmal erlebt. In einem Konzert wurden wir von der Musik, die wir hörten, derart berührt und waren in einer so intensiven Weise auf die Musik konzentriert, dass wir alles um uns herum (und ggf. auch uns selbst) vergessen haben. Wir haben uns im oben beschriebenen (Hegel’schen) Sinne entäußert bzw. verloren. Ein solcher Zustand der Welt- und Selbstvergessenheit setzt uns in Distanz zu unserem Alltagsleben. Denn sämtliche Zwänge und Anforderungen, die unser Denken und Handeln im Alltag bestimmen, sind dabei zurückgestellt. Dadurch werden wir auf uns selbst zurückgeworfen, so dass wir unabhängig von gewöhnlichen äußeren Einflüssen eine neue, bisher ungewohnte Perspektive auf uns und unsere Alltagswelt gewinnen können: eine Perspektive, von der aus wir vielleicht besser als gewöhnlich einschätzen können, von welchen von außen an uns herangetragenen Forderungen wir uns zukünftig bestimmen lassen wollen, bzw. inwieweit wir uns auf sie einlassen wollen. Wir werden von dieser neuen Perspektive aus die drei oben genannten Fragen ggf. anders

beantworten als aus der gewohnten Alltagsperspektive. Sich in dieser Weise auf Musik einzulassen erfordert Konzentration und Muße sowie die Bereitschaft, sich für eine gewisse – längere – Zeit mit einem bestimmten Musikstück zu beschäftigen.

Eine solche vom Gedanken der Autonomie des Individuums bestimmte Musikrezeption ist allerdings für eine Gesellschaft, die sich weitgehend am Primat der Ökonomie orientiert, uninteressant. Das ökonomisch orientierte Menschenbild idealisiert Individuen, die willens sind, sich ständig zu verändern, je nachdem wie es äußere (in der Regel ökonomische) Einflüsse erfordern. Daraus folgt dann die „lebenslange Pflicht zur marktconformen Selbstoptimierung“ Knobloch, 2004, S. 24). Danach sollen die Menschen bereit sein, ihre Persönlichkeit ständig an von außen an sie herangetragene Anforderungen anpassen. Insofern gleicht dieses Ideal dem oben beschriebenen Konsumverhalten von Individuen, die sich in einer Nowhere-Man-Mentalität in den jeweils neuesten Moden eines ständig sich verändernden Musikangebots verlieren und ihre brüchig gewordene Persönlichkeit auf die von außen an sie herangetragenen, wechselnden ästhetischen Reize ausrichten.

Die reflektierte Auseinandersetzung mit Musik birgt bildendes Potential und dadurch die Chance, ökonomischen (und anderen) Vereinnahmungsversuchen kritisch zu begegnen und ihnen Grenzen zu setzen. Das Schulfach Musik sollte nicht darauf verzichten, Jugendlichen dies zu vergegenwärtigen.

## Literatur

- Jank, W. (2013). *Musikdidaktik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II* (5., überarb. Neuaufl.). Cornelsen.
- Kaiser, H. J. (2008). Kulturelle Identität als Grenzerfahrung. *Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik*, 45–53. <https://www.zfkm.org/08-kaiser.pdf>
- Knobloch, C. (2004). Eine neoliberale Transformationsgeschichte: vom Bildungsprivileg zur Selbstoptimierungspflicht. *Sowi*, 53(2), 23–26.
- Martin, K. (2021). Digitalisierungsprozesse und die Veränderung des Menschen – Folgen aktueller Entwicklungen aus musikpädagogischer Perspektive. In: K. Martin, & C. Stick (Hrsg.), *Musikpädagogik in Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung* (S. 36–63). <https://www.pedocs.de/volltexte/2021/21721>
- Martin, K. (2018). „Ein kleines bisschen Sicherheit.“ Die Konstruktion von Heimat als Element musikalischer Bildung. *Die Tonkunst*, (3), 265–275.
- Müller, R. (2017). Musikalische Internetaktivitäten Jugendlicher aus musiksoziologischer Perspektive. *Kulturelle Bildung Online*, <https://www.kubi-online.de/index.php/artikel/musikalische-internetaktivitaeten-jugendlicher-aus-musiksoziologischer-perspektive>

- Müller, R. (2019). Identität und Musik. *Kulturelle Bildung Online*. <https://www.kubi-online.de/artikel/identitaet-musik>
- Pothast, U. (2016). *Wie frei wir sind, ist unsere Sache. Personeneigene Freiheit in der Welt der Naturgesetze*. Klostermann.